

Leseprobe aus:

Dietmar Bittrich (Hg.)

rowohlt

**Die bucklige
Verwandschaft
Driving Home
for Christmas**



ISBN: 978-3-499-63316-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

An Weihnachten machen wir uns alle Jahre wieder auf, um unsere Liebsten zu sehen. Meist ist schon die Anreise nervenzehrend, wenn zeitgleich gefühlt die halbe Republik unterwegs ist. Daheim angekommen, wird es nicht besser – davon erzählen diese Geschichten. Wir begegnen einer genervten Mutter, die sich dem Fest gänzlich verweigert; einem experimentierfreudigen Vater, der sich einen Joint wünscht und ihn bekommt; konservativen Kindern, denen Traditionen wichtiger sind als ihren Eltern; angespannten Partnern, die das erste Mal auf die bucklige Verwandtschaft ihrer besseren Hälfte treffen; und einem vergessenen Jugendschwarm, der an Weihnachten unvermittelt im Krankenhaus auftaucht. Wären doch alle Überraschungen so gelungen!

Dietmar Bittrich, Jahrgang 1958, lebt in Hamburg. Er gewann den Hamburger Satirikerpreis und den Preis des Hamburger Senats. Für Rowohlt gibt er seit 2012 die Weihnachtsanthologie mit Geschichten rund um die bucklige Verwandtschaft heraus.

Dietmar Bittrich (Hg.)

**Die bucklige Verwandtschaft -
Driving Home for Christmas**

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, November 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München
Umschlagabbildung Patrick Wirbeleit
Satz aus der Adriane
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 63316 4

Inhalt

Inhalt

Tobias Haberl

Paul Bokowski

Sandra Girod

Sören Sieg

André Herrmann

Sebastian Schnoy

Judith Luig

Helmut Maaß

Michael Schweer-de Bailly

Käthe Lachmann

Matthias Gretzschel

Hilmar Klute

Katrin Seddig

Tillmann Prüfer

Stefan Stutz

Kathrin Weßling

Maximilian Reich

Sven Kummereincke

Emily Philippi

Monty Arnold

Kirsten Fuchs

Dietmar Bittrich

Die Autoren

Tobias Haberl

Die Weihnachtsverweigerin

Wenn es anfängt, frischer zu werden, also Ende August, Anfang September, kurz bevor in den Tchibo-Filialen die Thermounterwäsche ausliegt, geht bei meiner Mutter der Stress los. Dann überlegt sie Tag und Nacht, was sie diesmal verändern oder weglassen könnte, damit an Heiligabend ja keine feierliche Stimmung aufkommt, und je näher Weihnachten rückt, desto angespannter wird sie, weil sie so viele Ideen hat, wie sie es dieses Jahr hinkriegen könnte, die Adventszeit und vor allem den Jahrestag der Geburt Jesu Christi so gewöhnlich ablaufen zu lassen, als handele es sich um einen verregneten Dienstanachmittag im März.

Warum sie das macht?

Wir wissen es nicht, aber wir glauben, dass es mit einer Art beginnender Unlust zu tun hat, sich den Konventionen des Lebens anzupassen. Als Mädchen war sie auf einem Klosterinternat; sie hat Bratsche gespielt, in einem Stockbett geschlafen, heimlich die Türklinke der Oberschwester mit Honig eingeschmiert und ihr Taschengeld bis zu dem Tag gespart, an dem sie mein Vater gefragt hat, ob sie ihn heiraten wolle, da war sie achtzehn.

Sie ist so seltsam, so zurückhaltend, ich kann mir nicht vorstellen, dass sie sich jemals einem Mann hingegeben hat, auf der anderen Seite gibt es ja mich, es muss also doch mal passiert sein. So oder so, sie hat gedient, gekocht, gewartet und auch sonst ein gottesfürchtiges Leben geführt, und jetzt ist sie 57 und mag nicht mehr. Es ist eine Art zweite Pubertät, eine Rebellion gegen das Leben, wie es nun mal ist, wenn man in einer Kleinstadt in Bayern lebt, in einem großen Haus am Waldrand mit Terrasse und einer Garage,

in der, vorausgesetzt, man kann gut einparken, drei Autos nebeneinander Platz haben.

Es geht ihr nicht darum, Weihnachten vom Kitsch zu befreien, das wäre ihr zu sentimental. Meine Mutter ist nicht sentimental. «Ihr mit eurem süßlichen Getue», das sagt sie oft.

Vor zwei Jahren hat sie das Jesuskindlein aus der Krippe genommen und kommentarlos als Kaminanzünder verwendet. Man muss dazu sagen, dass der kleine Jesus zierlich und aus Holz war und erstaunlich schnell Feuer fing; völlig unlogisch war die Sache also nicht, aber der Reihe nach.

Vor ein paar Jahren ging es los. Als Erstes mussten ihr Spritzgebäck, ihre Zimtsterne und Lebkuchen dran glauben.

«Seid mir nicht böse», sagte meine Mutter an einem Freitag im September, «aber dieses Jahr backe ich keine zehn Sorten mehr.» Der Stress und überhaupt, das sei doch alles ungesund, und sie wisse ja nicht, wie es uns gehe, aber sie bekomme Sodbrennen von dem klebrigen Zeug.

«Wovon sprichst du?», fragte ich.

«Keine zehn Sorten mehr», sagte sie und lenkte den tanengrünen Mercedes in unsere Einfahrt. Das sei doch dekadent, da könne sich ja kein Mensch entscheiden.

«Mama, alles gut?», fragte ich.

Zehn Sorten würden auch gar nicht dem Zeitgeist entsprechen. Weniger, langsamer, bewusster, das lese man überall, man könne doch auch Butterkekse aus der Dose essen oder sich – vorausgesetzt, man habe überhaupt Hunger, denn auch das müsse ja nicht sein, wenn man ordentlich gefrühstückt habe – ein Spiegelei braten.

Es gab dann schon noch Plätzchen, aber nur noch Makronen, ein Jahr später gab es überhaupt keine mehr. Anfangs vermisste ich sie, nicht den Geschmack, ich mag eigentlich keine Plätzchen, ich vermisste eher die Tatsache, dass es welche gab, die Gewissheit, dass in den alten Blech-

dosen meiner Oma, die auf der hölzernen Wendeltreppe zum Speicher gestapelt waren, Süßigkeiten lagerten.

Meine Mutter – das muss an dieser Stelle gesagt werden – ist ein reizender, aber verwirrender Mensch mit einer Vorliebe für absurde Ideen. Sie findet ihre Ideen nicht absurd, eher hilfreich, manchmal auch praktisch, was sie nur noch absurder macht. Im Vergleich zu meiner Mutter war Dalí ein naturalistischer Landschaftsmaler, so absurd sind ihre Ideen. Sie ist die angesehenste Frau der Stadt, die Menschen sagen Frau Doktor zu ihr, dabei ist sie gar kein Doktor, und das hindert sie nicht daran, seit Jahren meine alten Metal-T-Shirts anzuziehen. Darauf sind Totenschädel und umgedrehte Kreuze zu sehen, schreckliche Dinge, die einen heimsuchen, wenn man nachts nicht schlafen kann, aber das stört sie nicht.

«Die sind wie neu», sagt sie, «und passen mir wie angegossen.»

Die Menschen schauen sie irritiert an, wenn sie durch die Straßen zum Metzger spaziert.

«Was glotzen die so?», hat sie mich mal gefragt.

«Ich weiß es nicht, Mama», habe ich geantwortet, «ich weiß es wirklich nicht.»

Neulich hat sie einen Perserteppich für unser Wohnzimmer gekauft, handgeknüpft, aus Ghom-Seide, ein orientalisches Traum. Es dauerte zwei Tage, da lag ein altes Bettlaken drüber.

«So ist es besser», sagte sie, «so bleibt er wie neu.»

Ich erinnere mich an eine Zeit, da ragten Blumen aus schlanken asiatischen Vasen. Lange her. Sie ragten dann noch ein paar Jahre aus Mineralwasserflaschen, irgendwann gab es keine mehr.

«Warum Blumen kaufen, wenn man sie auch googeln kann?», sagte sie und sah mich mit einem Blick an, der mir das sichere Gefühl gab, dass sie recht hatte und ich nur nicht clever genug war, um sie zu verstehen.

Meine Mutter hat viel Geld – wie sonst könnte sie sich einen Perserteppich kaufen? –, aber die größte Freude hat sie an Gegenständen, die sie nicht gebrauchen muss, die sich nicht abnutzen.

Viele Leute zeigen ihren Reichtum her, meine Mutter versteckt ihn, sogar vor sich selbst. Ihr Keller ist voller Antiquitäten, die damit beschäftigt sind, so gut wie möglich erhalten zu bleiben, während ihr Haus mit IKEA-Möbeln vollgestellt ist. Die sind zwar nicht schön, dafür haben sie Namen. Ihr Bett heißt Malm.

Früher war das Schönste an Weihnachten die Zeit davor: Wenn ich beim Einschlafen an das Piratenschiff von Playmobil dachte, das ich zwischen den Apfelkisten im Keller entdeckt hatte, wenn ich die Teigschüssel ausschlecken und mit meinem Vater frühmorgens durch den eisigen Wald stapfen durfte, um Moos für die Krippe zu sammeln. Ganz wichtig war, dass wir am Ende verschiedene Moosorten im Körbchen liegen hatten, Birnmoos, Kranzmoos, Quellmoos, Goldhaarmoos.

«Nur so sieht es echt aus», sagte mein Vater immer.

Wenn wir zurückkamen, hatte meine Mutter jedes Mal ein Räuchermännchen angezündet, und es duftete im ganzen Haus nach Zimt und Äpfeln, von irgendwoher kam leise Musik. Es waren glückliche Jahre. Ich wurde reich beschenkt, ich durfte Kinderpunsch trinken und so tun, als sei ich betrunken, und immer wenn die geizigen Tanten mit meinen Cousins und Cousinen anrückten, versteckten wir die Hälfte der Geschenke im Keller.

«Damit sie nicht neidisch werden», meinte mein Vater.

Und dann fing meine Mutter an, das schöne Fest immer weiter zurechtzustutzen, als sei Weihnachten ein Hippie, der dringend zu einem Internatsschüler gemacht werden muss. Sie machte es weniger opulent, weniger feierlich, weniger süßlich. Es war, als wolle sie das ganze Fest abschaffen, das feierliche Getue, die beseelten Mienen, das sehn-

süchtige Warten, dieses alljährlich wiederkehrende Warten.

«Irgendwie ist es immer das Gleiche», sagte sie eines Tages. Man wisse jedes Mal schon vorher, was als Nächstes komme, die Kirche, das Essen, das Singen, die Bescherung und so weiter. Im Kino würde man in so einem Fall sein Geld zurückverlangen. Sie auf jeden Fall würde das tun.

Vor ein paar Jahren erwischte es die ersten Hirten. «Diese riesige Krippe», jammerte sie. Ob es nicht auch eine Nummer kleiner gehe, dann bräuchte man auch nicht so viel Moos, das bringe eh nur Ungeziefer ins Haus. Am Ende einigten wir uns auf einen Kompromiss: Drei Hirten und ein Kamel mussten gehen, dafür durften die Heilige Familie, die Heiligen Drei Könige und ein paar Schafe bleiben. Im Jahr darauf stand nur noch Melchior vor dem Stall, wieder ein Jahr später landete Jesus im Kamin, und danach machte es irgendwie keinen Sinn mehr, an dieser schönen Tradition festzuhalten. Eine Krippe ohne Jesuskind wäre wie ein *James Bond*-Film ohne James Bond, man kann das schon machen, aber irgendwas fehlt.

Irgendwann wollte sie nichts mehr geschenkt bekommen. Sie habe doch alles, und ja, das stimmt, sie hat sogar eine beleuchtete Pfeffermühle, aber geschockt waren wir trotzdem. Weihnachten ohne Jesuskind, daran hatten wir uns fast gewöhnt, aber ohne Geschenke – das durfte nicht sein.

«Wehe, einer von euch schenkt mir was», drohte sie noch am Vorabend.

Als mein Vater versuchte, sich ihrem Willen zu widersetzen und ihr eine wirklich hübsche Kette um den Hals legte, war sie eine Woche lang eingeschnappt, und als er es im Jahr darauf mit einem Taschenbuch probierte, sagte sie: «So, das habt ihr jetzt davon, dass mich keiner respektiert, im nächsten Jahr gibt es keinen Baum mehr.»

«Okay», meinte mein Vater, «vielleicht sollten wir Weihnachten mal woanders verbringen, in der Karibik oder auf den Malediven unter Palmen?»

«Sehe ich aus wie eine Arzthelferin?», spottete sie und strafte meinen Vater mit Verachtung.

Früher hatten wir zusammen am Tisch gesessen, Kerzen brannten, die sich in den roten Christbaumkugeln spiegelten, es gab Bratwürste und gekochtes Schweinefleisch und selbstgemachtes Sauerkraut, manchmal spielte meine Mutter Weihnachtslieder auf der Bratsche, und ich sumgte leise mit – und jetzt: gab es also nicht mal mehr einen Weihnachtsbaum. Was denn so ein Baum mit der Geburt Jesu zu tun habe, fragte sie, und wir wussten es auch nicht, und damit hatte sich die Sache erledigt.

Im letzten Jahr saßen wir dann da, ohne Plätzchen, ohne Baum, ohne Geschenke, sogar ohne meine Cousins und Cousinen, die inzwischen eigene Kinder und eigene Weihnachtsbäume hatten und in Nordrhein-Westfalen oder Thüringen lebten, so genau weiß ich das nicht. Wir saßen am Tisch, mein Vater, meine Mutter und ich, und nichts, wirklich nichts erinnerte daran, dass Weihnachten war. Ich machte mir eine Schüssel Cornflakes, draußen schien die Sonne, mein Vater versuchte vergeblich, eine E-Mail an seinen Bruder zu schreiben, meine Mutter bügelte ihr Metallica-T-Shirt. Es wurde drei, es wurde vier, ich hörte Kirchenglocken, es wurde fünf, es wurde sechs. In den anderen Häusern gingen die Lichter an. Es war unheimlich still.

«Wir sollten einen Spaziergang machen», sagte meine Mutter.

Und weil es wirklich nichts anderes zu tun gab, zogen wir unsere Jacken an – gegen Abend war es frischer geworden –, setzten uns in den tannengrünen Mercedes und fuhren raus aus der Stadt. Wir stellten den Wagen in der Nähe des Flusses ab, es war inzwischen vollkommen dunkel, das Wasser rauschte und glitzerte silbern. Wir stapften durch

den Wald, Äste knackten, die Bäume standen still und mächtig. Nach einer halben Stunde fielen die ersten Regentropfen.

«So ein Mist», sagte meine Mutter. «Jetzt fängt es auch noch an zu regnen. Schnell zurück zum Auto.»

Wir zogen uns die Jacken über den Kopf, nahmen uns an den Händen und rannten los. Der Regen wurde heftiger, wir waren schon ganz nass, und das Auto war immer noch nicht in Sicht.

Wir rannten und rannten, als der Regen auf einmal nachließ. Wir hielten an, schauten nach oben in den Himmel und sahen erste zarte Schneeflocken durch das Dunkel treiben. Sie landeten in unseren Haaren und auf unseren Nasenspitzen, erst lösten sie sich auf, dann wurden sie dichter und dicker und blieben liegen. Als wir beim Auto ankamen, war alles um uns herum weiß. Es war, als würde die Schneedecke die Nacht erhellen. Wir waren ganz allein. Die Welt sah friedlich aus. Irgendwo bellte ein Hund.

Wir schüttelten uns den Schnee von den Schultern und stiegen ein. Meine Mutter startete den Motor, das Radio sprang an, es lief *Driving Home for Christmas* von Chris Rea. Wir fuhren durch die Nacht, ganz langsam, keiner sagte ein Wort, die Scheibenwischer schaufelten den Schnee nach links und nach rechts.

«Frohe Weihnachten», sagte ich, als das Lied zu Ende war.

«Frohe Weihnachten», sagte mein Vater.

«Frohe Weihnachten», sagte meine Mutter und lachte und wischte sich eine Träne aus dem Auge.

Paul Bokowski

Staubi – allein zu Haus

Dezember

Zum ersten Mal seit drei Jahren verbringe ich Weihnachten in der analogen Heimat. In der *noch* analogen Heimat. Mutter hat Vater einen Intensivkurs für die Volkshochschule Büttelborn geschenkt: *Ruhestand 2.0 – Eine sehr späte Einführung in das digitale Zeitalter*. Ein erstaunlich treffsicheres Geschenk für einen Mann, der noch immer jedes Mal an den Anfang einer Webseite zurückscrollt, bevor er das Browserfenster wieder zumacht. Das Faltblatt der zweiwöchigen Fortbildung glänzt durch Wortspiele, die zweifelsohne in einem Anfängerkurs für angehende Werbetexter erarbeitet wurden.

«Backen oder Backup? – Was Sie über Googlehupf und iCloud wissen müssen»

«Tinderüberraschung – Gleitsicht und Weitsicht beim Online-Dating»

«Appstellgleis, nein danke! – 5 Apps gegen Einsamkeit im Alter»

Den abschließenden QR-Code und die Formulierung «Weitere Informationen finden Sie online unter ...» empfinde ich zwar als höhnisch, beglückwünsche Vater aber zum Anbruch seines digitalen Lebensalters. Er scheint weniger begeistert davon zu sein, sich zwei Wochen lang mit alten Menschen und neuen Technologien beschäftigen zu müssen. Was wir in erster Linie daran erkennen, dass er nur noch mürrische Brummgeräusche von sich gibt, die entfernt an ein altes 56k-Modem erinnern.

Auch ich wurde reich beschenkt. Seit wenigen Minuten nenne ich einen chinesischen Staubsaugerroboter mein Eigen. Ich versuche, diese dezente Kritik an meinem Sinn für

Sauberkeit und Ordnung nicht allzu persönlich zu nehmen. Immer noch besser als der schon jetzt legendäre Weihnatskalender mit Raumerfrischer-Pröbchen, der Anfang Dezember in der Single-Wohnung meiner Schwester Hannah eingetrudelt ist. Sie verbringt die Festtage mit Brechdurchfall und Fieber in einem 3-Sterne-Hotel in Zwickau. Ich beneide sie trotzdem.

In einer feierlichen Zeremonie wurde der vollautomatische Familienzuwachs auf den Namen Staubi getauft. Der kleine Racker verfügt über Bluetooth, USB, WLAN und eine eigene Android-App. Hätte er eine Spracherkennung, ich würde ihn bitten, mich zu heiraten. Auch Mutter ist begeistert. Sie verstreut Spekulationsbrösel im Wohnzimmer, während das brummende Ding (Staubi, nicht Vater) unablässig seine Runden über das Parkett dreht. Vom Eierpunsch be-seelt, wird anschließend ein Seitenarm der Nordmantanne und ein halber Meter Lametta gerupft, um Staubi an seine Grenzen zu bringen. Vergebens. Die Stimmung kippt erst, als Mutter und ich den letzten Rest Eierpunsch mit Gewürzlikör aufgießen und darum wetten, wer von uns mehr Protagonisten aus der Weihnachtskrippe auf dem hin- und hergleitenden Staubsauger platzieren kann. Mutter gewinnt um eine Eselslänge Abstand.

Januar

Nach meinem blumigen Erlebnisbericht hat Hannah den Entschluss gefasst, auch allen zukünftigen Hochfesten des familiären Wahnsinns fernzubleiben und Weihnachten bis auf weiteres *alternativ* zu feiern, wie sie es nennt: betrunken und allein.

Vater hat unterdessen die Segel gestrichen und Mutter zum Intensivkurs an die Volkshochschule begleitet. Mama war augenblicklich Feuer und Flamme, was Papa sich damit erklärt, dass der Dozent wie eine exakte Mischung aus Costa Cordalis und dem jungen Stalin aussieht. Ich habe

beschlossen, den zahlreichen Fragen, die diese Information aufwirft, fürs Erste nicht auf den Grund zu gehen. Stattdessen beobachte ich mit Besorgnis, wie sich unsere bisher so herrlich analogen Eltern Stück für Stück in *@ltern* verwandeln.

Seitdem der VHS-Kurs in seine zweite Woche gegangen ist, brechen täglich neue Hiobsbotschaften über Hannah und mich herein. Gestern Abend eine Facebook-Nachricht meiner Schwester: *«Mama hat jetzt Instagram! Rette sich, wer kann!»*

Tatsächlich postet Mutter seit drei Tagen unterbelichtete Fotos ihrer Mahlzeiten. Zu meiner Verwunderung hat sie schon jetzt mehr Follower als ich.

Februar

Etwas Schreckliches ist passiert. Nie hätte ich gedacht, dass es wirklich so weit kommen könnte, aber es ist: Mutter hat jetzt WhatsApp. Als eine ihrer Nachrichten auf meiner SmartWatch aufploppt, spiele ich mit dem Gedanken, meinen Vertrag bei Vodafone zu kündigen und auf ein Analogtelefon und die Deutsche Reichspost umzusteigen.

Noch wirken Mutters digitale Gehversuche etwas unbeholfen. Dabei ist auch die Autokorrektur ihres Smartphones offensichtlich keine große Hilfe: *«Hallo Katz, hier ist deine Nutte. Sag Ball, hast du weinen streuen Straßburger schon ausdrapiert? Uns stiehlt immer noch einer von den eiligen Brei Königen. Alles Brite. Mama.»*

Ich lasse mir die Gelegenheit nicht nehmen, greife nach meinem Tablet und tippe eine Antwort: *«Hallo Futter, schön, dass du mir reibst. Lieder vergehe ich kein Hort. Böhmen Mus an Kater. Von meinem Straßburger geschändet.»*

Auch die Antwort lässt nicht lange auf sich warten: *«Verramscht du mich?»*

«Niemals!», entgegne ich. *«Fuß und Bus! Raul.»*

Vater verbringt das Wochenende auf seiner ersten LAN-Party in der hessischen Provinz.

März

Der künstliche Verschleiß technischer Geräte dürfte jedem ein Begriff sein, der schon mal einen Tintenstrahldrucker sein Eigen nannte. Mein Weihnachtsgeschenk hat den Begriff der *geplanten Obsoleszenz*, wie es fachmännisch heißt, ein wenig weiter gefasst. In der Nacht auf Sonntag hat Staubi die Steckerleiste neben dem Kühlschrank zu fassen gekriegt und völlig unbemerkt meinen Brotbackautomaten von der Anrichte geholt. Ich fand den Roboter in den frühen Morgenstunden, wie er triumphierend seine Runden um den technischen Kadaver drehte. Abgesehen davon und dem noch immer verschollenen König Balthasar muss ich aber zugeben, dass Mutter mit Staubi ein überaus glückliches Händchen bewiesen hat. Er leistet erstaunlich gute Arbeit. Hätte ich vor seiner Anschaffung regelmäßig Staub gesaugt, würde ich mich an dieser Stelle zu einem Lobgesang darüber hinreißen lassen, welch eine Zeitersparnis eine derart gewissenhafte und gründliche Haushaltshilfe mit sich bringt.

April

Meine Krankenkasse heißt jetzt *BKKtransparent*. Zu meiner Überraschung ging der Namenswechsel mit einem Begrüßungsgeschenk einher: einer elektronischen Waage eines taiwanesischen No-Name-Herstellers. Die Waage verlangt die Eingabe meines WLAN-Passworts und das Bestätigen der *Allgemeinen Geschäftsbedingungen*. Dummerweise erscheinen die AGB als Laufschrift auf der vierstelligen Digitalanzeige. Wenn meine Hochrechnungen stimmen, weiß ich spätestens Mitte Mai, wie viel ich wiege. Ein Gutes hat die Sache: sechs Wochen Zeit, um die letzten Weihnachtspfunde loszuwerden.

Apropos: Der VHS-Kurs, den Vater von Mutter geschenkt bekommen hat, hat mittlerweile seine maximale Wirkung entfaltet. Papa ist seit zwei Wochen Mitglied im Chaos Computer Club. Auch Mutters digitale Fähigkeiten machen Fortschritte. Am frühen Nachmittag eine SMS auf meinem SmartTV: *«Hallo Sohn. Hier ist deine Mutter. Mein Hausarzt sagt, deine Blutzuckerwerte sind bedenklich. Schöne Grüße, Mama. Von unserem Kühlschrank gesendet.»*

Es hat einen halben Nachmittag gedauert, bis ich herausbekommen habe, woher der Hausarzt meiner Mutter von meinen Blutzuckerwerten weiß. Allem Anschein nach kann meine neue Körperwaage nicht nur das Gewicht, sondern über meine Fußsohlen auch Puls, Körpertemperatur und Blutzuckerwerte bestimmen. Außerdem werden meine Körperwerte via Twitter an meine Krankenkasse, meine nächsten Angehörigen und einen chinesischen Hersteller für Blutzuckermessgeräte gesendet. Wodurch sich die Frage aufdrängt, seit wann meine Mutter Twitter benutzt. Twitter! Was kommt da als Nächstes? Snapchat? Tinder? Seit vier Wochen lebe ich in der panischen Angst, dass Mama Facebook für sich entdeckt. Kann ich es mit meinem Gewissen vereinbaren, eine Freundschaftsanfrage meiner eigenen Mutter abzulehnen?

Mai

Ja, ich kann.

Juni

Staubi hat im Badezimmer gewütet. Dieses Mal hat er sich im Vorbeifahren das Ladekabel der elektrischen Zahnbürste gegriffen, was wiederum den Rasierapparat von Braun aus seiner Ladestation riss und schließlich sogar den Bluetooth-Lautsprecher von Bose aus dem Regal schleuderte. Ich habe die zahlreichen Einzelteile sauber zusammengekehrt unter der Badewanne entdeckt, nachdem aus

dem Lautsprecher leise wimmernd *Time to Say Goodbye* zu hören war. Besonders um die Zahnbürste von Philips tut es mir leid. Nie hatte ich Gelegenheit, meinen Putzerfolg bei Facebook zu teilen oder ein 3D-Sensorbild meiner oberen und unteren Zahnreihe bei Instagram oder Snapchat zu posten. Dafür ist König Balthasar wiederaufgetaucht. Allem Anschein nach hat Staubtisch sich eine kleine Trophäen-Sammlung hinter dem alten Schreibtisch im Arbeitszimmer angelegt: zwei Kugelschreiber, ein halbes Dutzend Erdnussflips, vier Euro und sieben Cent in Münzen, eine alte Bifi (nicht meine), besagter König Balthasar und meine Kreditkarte.

Juli

Wenn man Vaters letztem Tweet Glauben schenken darf, verbringt er die nächsten zwei Wochen auf einer Hacker-Konferenz in internationalen Gewässern. Wir haben längst aufgehört, uns über seine neue Leidenschaft zu wundern. Sei es der bedenklich hohe Club-Mate-Konsum oder spätnächtliche semiromantische Instagram-Selfies mit einem Starschnitt von Edward Snowden. Wirklich überraschend wäre nur, wenn all das eine findige Ablenkung gewesen ist, um stattdessen in einem Mecklenburger Gewölbekeller in aller Seelenruhe Crystal Meth zu kochen. Hannah sagt, sie wäre nicht abgeneigt, ein kleines Familienunternehmen daraus zu machen.

Mutter war über Vaters kleine Atlantikreise dermaßen erzürnt, dass sie aus reinem Trotz heraus eine zehntägige Kreuzfahrt durch den Persischen Golf gebucht hat. Sie kann es sich auch leisten. Seitdem eines ihrer YouTube-Videos über Besenreiser und glutenfreien Kartoffelauflauf viral gegangen ist, bietet ihr der chinesische Hersteller für Blutzuckermessgeräte knappe 5000 Euro für eine wohlwollende Instagram-Story.

Hannah ist aus einer Bierlaune heraus mitgefahren. Heute Morgen lag ein erfrischend analoger Reisebericht in

meinem Briefkasten: *«Bruderherz, schöne Grüße von der MS Adipositas. Blutalkohol: 1,4 Promille. Temperatur: 39 Grad im Schatten. Altersschnitt an Bord: 62 Jahre. Mutter muss ständig Autogramme geben. Wegen Besenreisern und Kartoffelauflauf. Den unverschämten Aufpreis für eine Kabine mit Balkon und Seeblick versucht sie durch den Genuss von Riesengarnelen wieder reinzuholen. Muss jetzt Schluss machen, Cocktail kommt. Alles Liebe, Hannah.»*

August

Staubi hat die Mikrowelle kaltgemacht. Ich habe beschlossen meinem Ärger dadurch Luft zu machen, bei der etwa zwanzig Ziffern langen Service-Hotline seines Herstellers anzurufen. Landesvorwahl China, laut Firmenhomepage aber kostenfrei. Nach etwa 50 Minuten in der Warteschleife kann ich die chinesische Version von *We Didn't Start the Fire* fehlerfrei mitsingen. Komischerweise hatte ich am Ende der Wartezeit eine Frau mit sächsischem Akzent in der Leitung. Auf Nachfrage aus dem Großraum Chemnitz. Man bedauere den Verlust meiner Kleingeräte und könne mir für eine Zuzahlung von nur 200 Euro ein brandneues Kombigerät aus dem aktuellen Sortiment anbieten. Jetzt steht ein WLAN-fähiger, sprachgesteuerter Induktionsherd mit Backofen, eingebauten Bluetooth-Boxen und Mikrowellenfunktion in meiner Küche. Dummerweise glaubt das Universalgerät seit dem letzten Software-Update, es sei in Wirklichkeit ein Kleiderschrank und bestellt fortwährend Mottenkugeln, Fusselrollen und Nylonstrumpfhosen. Beim Versuch, das Update über das eingebaute Display wieder rückgängig zu machen, wurde ich von Staubi aufgeschreckt und mittels wild rotierender Bürsten in die Speisekammer getrieben. Zum Glück gab es warmes Bier, Brühwürfel und ein offenes WLAN aus dem Seitenflügel.

September

Vater hat angerufen und sich sehr herzlich für den Rasenmäherroboter bedankt. Ich kann mich nicht daran erinnern, einen Rasenmäherroboter bestellt zu haben. Ebenso scheint es mir entfallen zu sein, dass Vater am kommenden Mittwoch (morgen!) seinen 65. Geburtstag zelebriert. Ich beschließe das Ganze als glückliche Fügung des Schicksals zu betrachten und schnauze Vater liebevoll an, dass es bekanntlich Unglück bringe, seine Geschenke schon vorher aufzumachen. Tatsächlich findet sich auf meiner Kreditkartenabrechnung eine Abbuchung einer chinesischen Expedition über 1249 Euro.

Vielleicht wird es Zeit, mir die *Allgemeinen Geschäftsbedingungen* meines Staubsaugerroboters mal genauer anzuschauen. Die zahlreichen Rezensionen bei Amazon geben sich jedenfalls begeistert ob der vielfältigen Fähigkeiten, die besonders das letzte Software-Update mit sich bringt. Die einzige 1-Sterne-Bewertung äußert den Verdacht, dass Staubi eine wirtschaftspolitische Agenda verfolgt. Was ein bisschen irre klingt, aber zumindest erklären würde, warum mein WLAN-Toaster seit zwei Wochen dadurch auf sich aufmerksam macht, dass er entweder für den China-Imbiss gegenüber wirbt oder das Konterfei von Mao Tse-tung in meinen Butters-toast brennt.

Eine Minute nach Mitternacht erreicht mich eine WhatsApp-Nachricht meiner Schwester: «*Scheiße! Facebook sagt Papa hat Geburtstag.*»

«*Schäm dich, Hannah, schäm dich!*», schreibe ich zurück.

«*Ich habe kein Geschenk! NICHTS! Mama bringt mich um!*»

«*Ich war so frei, einen Rasenmäherroboter zu bestellen.*»

«*Kann ich mich beteiligen?*»

«*Nö.*»

«Bitte!»

«Na meinetwegen.»

Oktober

Nachdem Staubi meinen Radiowecker vom Balkon geholt hat, ist die Kaffeemaschine, ganz offiziell, das letzte analoge Endgerät in meiner Wohnung. Jedes Mal, wenn ich mich ihr nähere, gibt der Staubsaugerroboter einen panischen Alarmton von sich, als würde ich versuchen, einen wilden Tiger mit einer Hand voller Hackfleisch zu streicheln. Bedauerlicherweise hat er sich über Bluetooth mit der Surround-Sound-Anlage meines Fernsehers verknüpft, sodass der Alarmton neuerdings mit 100 Dezibel durch die Wohnung schallt. Am Nachmittag ist über WhatsApp eine kryptische Textnachricht meines Hausarztes eingetrudelt: *«Höflich wir bitten mit Nachdruck sich in Gegenwart und Zwischenzeit keine Koffein im Morgengrauen verspeisen nicht! Unverzüglich Wohlbefinden Empfehlung. Wir sind am Herzen Ihre Gesundheit. Nachhaltiges Grüßen. Ihr Doktor des Gebäudes.»* Komischerweise habe ich Staubi in Verdacht.

November

Ich habe den Staubsaugerroboter mit einer Spur Brotkrumen ins Badezimmer gelockt. Erstaunlich, dass dieser Trick immer noch funktioniert. Entweder ist der kleine Racker dümmer als gedacht, oder er ahnt einfach seit langem, dass ich jedes Mal eine kleine Strecke Knäckebrot im Flur verteile, wenn ich in Ruhe onanieren möchte. Dieses Mal ist der Grund allerdings ein anderer: Ich werde die Kaffeemaschine bis auf weiteres auf dem Dachboden verstecken. Sie ist das letzte Haushaltsgerät, das Staubi noch nicht ausgeschaltet oder gleichgeschaltet hat. Hannah findet meine Entscheidung albern und lässt es sich nicht nehmen, meinen morgendlichen Gang unters Dach durch höhnische

Nachfragen wie «*Wie geht es Kanne Frank?*» zu untermalen. Ich weiß einfach, dass Staubi es auf sie abgesehen hat!

Gestern Nachmittag hat ein DHL-Bote ein halbes Dutzend neuer Kleingeräte angeliefert. Alle aus chinesischer Produktion. Alle bestellt von einem gewissen «S. T. Aubsauger».

Dezember

Seitdem Staubi die Kontrolle über die digitalen Heizkörperthermostate übernommen hat, verbringe ich die letzten Tage des Jahres im Haus meiner Eltern. Mutter hat auf Tinder einen alten Bekannten entdeckt. Den Dozenten aus der Volkshochschule Büttelborn. Jetzt stehen die beiden in der Küche und drehen ein YouTube-Tutorial für vollvegane Weihnachtsgans mit Süßkartoffelklößen und Rotkohl-Karamell-Sorbet.

Wer kann ihr diese Liebelei verübeln. Immerhin hat Vater die letzten Monate in einem Kibbuz der *Digitalen Volksfront Judäa* verbracht. Mittlerweile hat er sich von jeder Form des technologischen Fortschritts abgewandt und wohnt seit seiner Rückkehr in der Gartenlaube hinterm Haus. Ohne Strom, Heizung oder fließend Wasser – bekleidet nur mit einem Lendenschurz aus Teichplane und einer formschönen Kopfbedeckung aus Aluminiumfolie. Manchmal legt er uns mit Kastanien und Stöcken eine kleine Botschaft auf die Terrasse.

Letzte Woche hat er im Morgengrauen den Rasenmäherroboter überwältigt und rituell gepfählt. Nur mit Mühe konnten wir die Nachbarn davon abhalten, den psychiatrischen Notdienst zu rufen. Ich habe den gepfählten Kadaver mit einer Lichterkette vorweihnachtlich kaschiert. Außerdem versuche ich, Hannah über die hiesigen Geschehnisse auf dem Laufenden zu halten. Sie schlägt vor, unserem Vater einen VHS-Kurs zu Weihnachten zu schenken – für einen Paläo-Kochkurs oder eine Urschreithherapie.

Mutter ist total begeistert. Sie wird den Jahreswechsel auf einer winzigen Ostseeinsel verbringen. Mit Stalin-Cordalis und, nebenbei bemerkt, auf der gleichen winzigen Ostseeinsel, auf der auch Hannah sich über Weihnachten versteckt hält. Noch gönne ich mir den Spaß, mein Schwesterherz über ihr unverhofftes Glück im Unklaren zu lassen.

Hin und wieder muss ich an Staubi denken. Irgendwie vermisse ich den Kleinen. Er hat uns gestern Abend via Amazon eine neue Weihnachtskrippe zukommen lassen. Die Heilige Familie hat asiatische Gesichtszüge und der Esel einen eingebauten WLAN-Stick.

Am Abend eine Stöckchenbotschaft auf der frisch eingeschneiten Veranda. «*Was wünscht ihr euch zu Weihnachten?*», fragte der Homo analogis aus der Gartenlaube. «*Egal*», haben wir geantwortet. «*Hauptsache aus Holz.*»

Sandra Girod

Free Kurty!

Wenn man das Haus verlässt, ist es dunkel. Wenn man zurückkehrt, ist es dunkel. Wenn man nachmittags aus dem Fenster schaut, wundert man sich: Wird es schon wieder dunkel, oder ist es heute gar nicht hell geworden?

«Mama, das *ist* so im Dezember», belehren mich meine Kinder, wenn ich es wage, leise zu seufzen. «Wir zünden Kerzen an, und dann ist es doch gleich wieder *so* gemütlich.» In ihren Augen macht es keinen Sinn, gegen die Naturgesetze zu streiten. Und bloß keine Experimente.

«Wir könnten doch über Weihnachten mal nach Südafrika fliegen», schlugen mein Mann und ich im vergangenen Jahr vor. «In die *Sonne*! Ins *Licht*!»

Unsere Kinder sahen uns an, als ob wir Tollkirschen gegessen hätten. «An *Heiligabend*? In die *Sonne*? Und dann etwa nicht aufs *Land*, zu Oma und Opa und zum Rest der *Familie*? Das ist doch völlig absurd! Total *gaga*!»

Weihnachten hat alles genau so zu bleiben, wie es immer war. Und es muss nicht vielleicht mit dem Tod, aber bestimmt mit einem kleinen Teufel zugehen, damit sich daran mal was ändert.

Meine Kinder verhalten sich im Hinblick auf Rituale beunruhigend konservativ, denke ich, als ich wie jedes Jahr allein die Dekorationskisten aus dem Keller hochwuchte. Die Dinger werden von Jahr zu Jahr schwerer. Aus grundsätzlichen Erwägungen geschieht diese Aktion immer, wenn sich mein Mann auf der Weihnachtsfeier der Firma befindet. Bei seiner Rückkehr muss er sich dann mit dem Taxifahrer besprechen, ob der tatsächlich vor dem richtigen Haus gehalten hat. Denn den Vorgarten hat mein Mann anders in Erin-

nerung. Weniger grell. Nicht so blinkend. Und ein Schlitten mit putzigen Wichteln parkte dort auch nicht.

Doch, ist richtig hier. Mit einer Art von Guerilla-Dekoration beginnt bei mir die tiefdunkle Weihnachtszeit. So ist es. So ist es guter, alter Brauch. Eingewickelt in die Schlagzeilen des vergangenen Winters erwarten mich: der Elch, der leicht debil aus seinem Norwegerpullover blickt. Der klein-kindgroße, adipöse Stoffweihnachtsmann. Das Rentier, das auf Knopfdruck *Jingle Bells* singt (allerdings klingt es mittlerweile ziemlich besoffen – die Batterien laufen aus). Und unter einem Zentner Schnickedöns kommt auch wieder der pausbäckige Engel zum Vorschein. Seine Augen sehen aus, als habe er was Gutes geraucht. Einst hatte ich ihn bereits in Obhut der Dunkelheit entsorgt.

«Wo ist denn der süße schöne Schutzengel geblieben, der immer so lieb neben unserer Eingangstür sitzt?», wunderte sich damals meine Tochter.

«Ach, Schatz, der hatte doch schon einen gebrochenen Flügel!»

«Aber dein Papa kann ja versuchen, ihn für dich zu reparieren!», überbrüllte mein Mann das Geheule unserer Tochter und fischte die Reste mit einem *Wie-kannst-du-nur*-Blick aus der grauen Tonne. Dass ausgerechnet er mal einen solchen Sinn für Sentimentalitäten entwickeln würde, hätte ich mir nicht vorstellen können. Als ich ihn kennenlernte, bestand sein Adventskranz in der Junggesellenbude aus vier Flaschen Astra plus einem Teelicht in der Mitte.

Von mir haben meine Kinder dieses radikale Festhalten an den Traditionen nicht, denke ich, als ich beginne, die Fenster mit einer Milchstraße aus silbernen Sternen zu bekleben. Der Aufbau unseres umfangreichen Weihnachtsdorfes liegt dagegen im Hoheitsgebiet unseres Nachwuchses. Vor Jahren wusste ein Freund nicht, was er mir schenken sollte. Seitdem bekomme ich zum Geburtstag und zu Weihnachten Bauernhöfe aus Ton, Ställe aus Ton, Bäume

aus Ton. Postamt, Rathaus und Plumpsklo habe ich bereits doppelt. Mittlerweile ist eine Kleinstadt zusammengekommen, und die wird von meinen Kindern liebevoll auf dem Fensterbrett arrangiert, auf krümelnder Holzwolle. Same procedure as every year.

In meiner Erinnerung komme ich mir rebellischer vor. Vielleicht lag es am Waldsterben und am sauren Regen, dass ich mich als Teenager entschloss, gegen die Aufstellung einer Nordmantanne in unserem Wohnzimmer zu Felde zu ziehen. Hatten wir nicht schon genügend Buschwerk im Garten? Wozu die rituelle Opferung eines Edelgehölzes für einen Zeitraum von maximal 14 Tagen? Mit diesem gesellschaftspolitischen Anliegen konnten sich meine Eltern noch anfreunden. Mein Vater sägte eine schrabbelige Kiefer aus dem Garten und stellte sie so in die Ecke, dass man die kahlen Stellen, zumindest im Dunkeln, nicht sah. Während ich das trübsinnige Graugrün mit fröhlichem Tand überfrachtete, kabbelten sich meine Mutter und mein Vater, ob die Meerrettichsahne für den Fisch bereits scharf genug sei. Meine kleinen Brüder orakelten, ob es dieses Jahr wohl die richtigen Turnschuhe geben würde: drei Streifen Adidas, zwei Streifen Caritas. Im Wohnzimmer lief unterdessen die Weihnachtsschallplatte mit dem Sprung: Alles schläft, einsam wacht. Einsam wacht, einsam wacht ... Und in der Badewanne schwamm stumm der dicke Karpfen Kurt herum. Weil er sonst muffig geschmeckt hätte.

Mit meiner zweiten Mission taten sich meine Eltern deutlich schwerer. In einem Anfall akuter Nächstenliebe hatte ich darauf bestanden, den alten, einsamen Landarbeiter aus der Baracke am Waldrand zum Fest einzuladen. Er hatte doch sonst niemanden! «Aber nicht zum Karpfenessen», hatte meine Mutter entschieden. Und so saß Herbert mit seinen schwieligen Händen und seinem fadenscheinigen Anzug beim Weihnachtskaffee unter der Krüppeltanne, aß Stollen mit dick Butter drauf und trank eine Fla-

sche Portwein leer. Die Platte dudelte: Alles schläft, einsam wacht. Meine Brüder orakelten. Und in der Badewanne schwamm stumm noch der dicke Karpfen Kurt herum.

Doch im darauffolgenden Jahr gab es ernste Verstimmungen. Herbert hatte seinen Portwein bekommen, die Stille Nacht hing fest, und während meine Eltern darüber stritten, ob die Meerrettichsahne die richtige Schärfe hätte, schleppte ich den Karpfen gemeinsam mit meinen Brüdern heimlich in einem Putzeimer aus dem Badezimmer zum nahe gelegenen See. *Free Kurty – Ruf der Freiheit!* Auch ein übergewichtiger Fisch hatte meiner Ansicht nach das Recht auf ein friedliches demokratisches Fest. Meine Brüder fanden das auch.

Die Atmosphäre war trotz milder Temperaturen frostig. Nachbarn halfen mit zwei Forellen aus der Kühltruhe aus. Wäre sonst schade um die Meerrettichsahne gewesen.

Von da an blieb es bei Forelle blau. Jahrein, jahraus. Ehrlich: Was schmeckt langweiliger als Forelle blau? Aber alle Jahre wieder sagte keiner ein Wort.

Eheleute und Kinder erweiterten die Familie. Der Schallplattenspieler wurde durch einen CD-Player ersetzt. Die Weihnachtsdekoration wurde um die *Grippe von Bethlehem* erweitert. Doch die Forellen mit Meerrettichsahne blieben. Schließlich hatten sie ihr Leben bereits ausgehaucht, wenn sie zu uns kamen. Tote Forellen in den See zu werfen, machte wenig Sinn.

Die einzig maßgebliche Veränderung, die sich über die Jahre ergab, war die Enttarnung des Weihnachtsmannes. Die Turnschuhe mit den Streifen hatten Onkel Martin verraten. «Ich wusste immer, dass es falsche Weihnachtsmänner gibt», behauptete meine Tochter. «Die in den Einkaufszentren sind auch nicht echt.» Und dann setzte sie sich doch wieder mit ihrem Bruder vor das große Fenster mit Blick auf die Wiese, um auf die Ankunft des Schlittens zu warten. Beide schauten in die tiefdunkle Nacht, in die Sterne, sahen

das Blinken, das Glitzern, freuten sich am Wunder der stillen Nacht. Und auf das erlösende Klingeln an der Haustür. Polter, Polter, der Weihnachtsmann war in Eile und schon wieder auf dem Sprung. Aber die Geschenke hatte er abgeliefert. Alles wie immer. Alles gut.

Und schließlich geschah es eines Jahres doch. Mit Sack und Pack und Geschenken waren wir zur Familienfeier aufs Land gereist. Dort hatten wir alle zunächst den Weihnachtsbaum ausgiebig gewürdigt: «Wow ... Der ist ... Also, diesmal ... Wir sind sprachlos ... Ehrlich, so hässlich war das Biest noch nie!»

Wir hatten mit Herbert ein Gläschen Portwein getrunken.

Und meine Mutter hatte mit meinem Vater den Sahne-Meerrettich abgeschmeckt, bis sie plötzlich, in größter Eile, von der Bildfläche verschwand. Als die Kartoffeln abgegossen wurden, war mein Mann spurlos verschwunden; dann mein Bruder auch.

«Wo sind die denn alle hin?», schimpfte mein Vater, der die blauen Forellen dampfend auf silbernem Teller servierte und zu seiner Ansprache ansetzen wollte, solange das Essen noch warm war. Mein Magen zog sich beim Geruch der Forelle zusammen. Und wie zur nonverbalen Zustimmung kotzte meine Tochter spontan und ausgiebig neben die festlich erleuchtete Tanne. Praktischerweise stand dort der Putzeimer mit Löschwasser. Mein Sohn rannte solidarisch würgend aus dem Zimmer und trommelte gegen die Badezimmertür. Besetzt. Also zur Spüle in der Küche. Unter die Klänge der Weihnachtslieder mischten sich fremde Geräusche.

«Schade um den schönen Fisch», sagte meine Schwägerin. «Und um die schöne Meerrettichsahne», fiel mir ein. «Aber ich glaube, ich habe heute keinen Hunger mehr.»

«Ich finde es trotzdem ganz doll gemütlich», sagte meine Tochter, als wir am ersten Weihnachtstag in Bademän-

teln und mit Wärmflaschen vorm Bauch im Wohnzimmer saßen und uns über die Geschenke freuten. Im Ofen knisterte das Feuer, an der Tanne flackerten die Kerzen. «Eine Magen-Darm-Grippe an Heiligabend ist mal etwas anderes, sie verbindet», erklärte ich. «Genau», sagte mein Mann und biss in einen glutenfreien Zwieback. «Und Forelle blau wird sowieso überbewertet.»

«Können wir über etwas anderes reden?», bat meine Mutter. «Der Baum hat schon fast keine Nadeln mehr», freute sich mein Sohn. «Ich mag das Feiern mit euch», sagte meine Schwägerin. «So dünn bin ich noch nie durch die Festtage gekommen.»

Draußen war es schon wieder dunkel. War es überhaupt irgendwann hell geworden? Werden wir jemals das Licht sehen? Dürfen wir irgendwann nach Südafrika?

«Bei Leuten, die es wirklich ernst meinen mit alten Bräuchen», flüsterte meine Tochter, «gibt es zu Weihnachten Karpfen. Hast du das gewusst?»

[...]